

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	12 (1922)
Heft:	46
Artikel:	Leset in Twann
Autor:	Friedli
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-647456

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

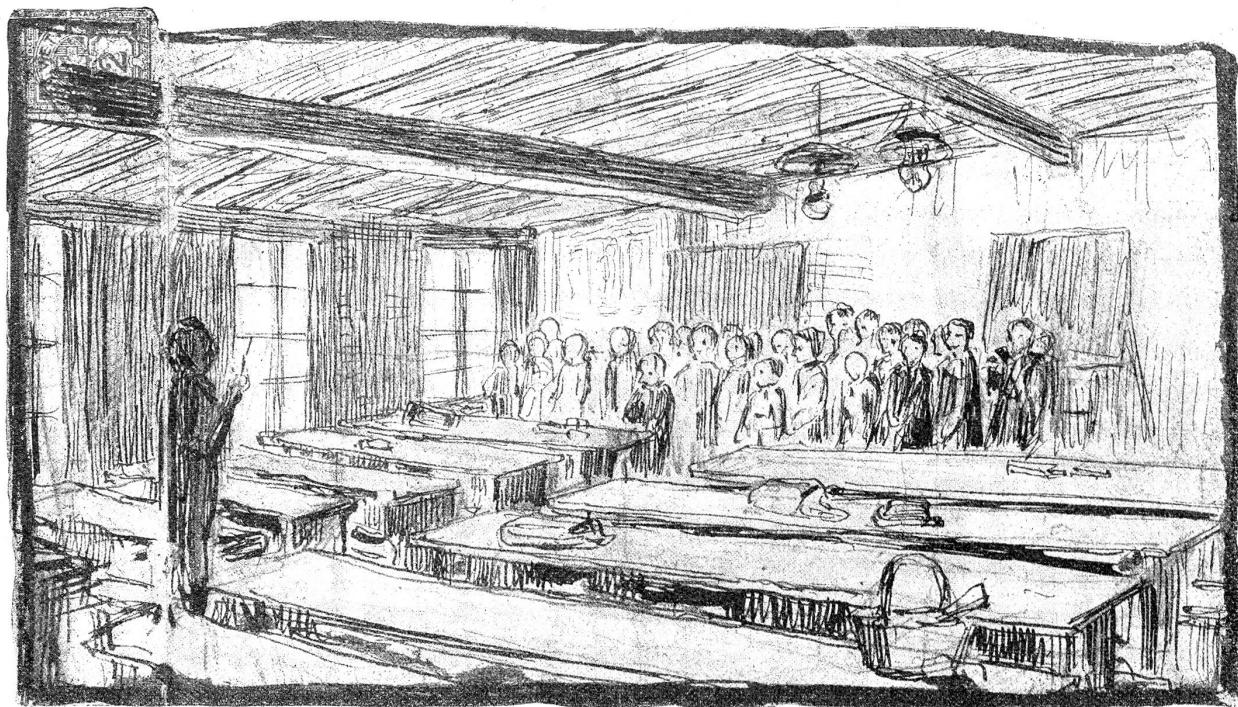
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gesangsstunde in der Schule. — Studie von Anker. — Aus Friedlis „Bärndütsch, Twann-Seeland“ 2. Teil.

Voran stelle ich ein Dialektbuch; es schickt sich so, nachdem man von Friedlis „Twann“ gesprochen hat. Emil Balmer — vor einem Jahr noch ein völlig Unbekannter außerhalb des „Berner Woche“-Leserkreises, heute schon hat sein Name guten Klang im Berner Lande — schenkt seinen vielen Freunden ein zweites Bändchen freundlicher Dialekt-Erzählungen und -Skizzen. „Zyntösli“ hieß das erste und „Friesli“ benennt er, der sich den Uebernamen „dr Blümeler“ oder „Blümelisturm“ gerne gefallen lässt, sein zweites Musenkind. Schon diese Namengebung verdient als geschickt und sinnig gelobt zu werden. „Friesli“ — das weckt die ganz treffende Vorstellung von schlichter, liebenswürdiger, gemütvoller Erzählkunst.

Gewiß, es handelt sich bei diesen 18 kleinen „Gschichtli“ (auf 223 Seiten) um Erzählkunst. Das Erzählen liegt dem Verfasser im Blut. Nebenbei bemerkt: er versteht es auch vorzüglich, mit Stift und Pinsel Geihautes und Erlebtes wiederzugeben. Die Muttersprache, das Berndeutsch in der Lokalfärbung des Laupenländchens, steht ihm zu Diensten wie irgend einem unserer guten Dialekterzähler. Simon Gfeller auf der einen und Rudolf von Tavel auf der andern Seite schauen ihm gelegentlich über die Achseln ins Manuskript: „Gib acht, gib acht!“ Sagt der eine, „das isch nit Bärndütsch oder ömu nit vom Land!“ — „Macht nüt, macht nüt!“ sagt der andere, „i schryb=n=o-so, fahr nume zue!“

Die „schöne“ Sprache allein macht die Erzählkunst nicht. Erzählen heißt, die Vorstellungen wecken, die in der Phantasie ein Geschehen miterleben lassen. Dazu gehört ein schlichtes logisches Auseinanderfolgen der entscheidenden Handlungen, d. h. der Handlungen, die die Reime zu dem „was folgen muß“ in sich tragen. Diese zu finden oder zu erfinden, das ist eben die Kunst. Sie ist nicht erlernbar; der Schriftsteller muß sie besitzen von Anfang an, sonst gelingt ihm das Erzählen nicht. Freilich gibt es Kunstgriffe, die er erlernen kann. Emil Balmer hat sie bereits erfußt: Das Ueberspringen ereignisleerer und gefühlschwacher Zeiten, das Anknüpfen und Weiterspinnen und Verknüpfen eines Gefühlsfadens, das Abrunden der Stimmung durch das Zurücklehren auf die Anfangssituation, das Sichkonzentrieren auf eine Hauptperson und Haupthandlung

Doch wozu dieses Theoretisieren! Ich habe dir Balmers „Friesli“ als liebes, freundliches Büchlein warm ans Herz legen wollen. Es ist gar nicht nötig, daß man von der Erzählkunst seines Verfassers redet. Da ist das sinnige Geplauder über das Friesli, dem schlichten, sympathischen Bureblümli, über den Begriff „Heimelig“ — man muß da schon dem Verfasser selbst zuhören, wenn er vorliest, um die „heimelige Lüt“, das „heimelige Stubeli“, es „heimeligs Liedli“ zu erleben, wie Emil Balmer es erlebt hat. Da ist die meisterlich gezeichnete „Tante Marie, die eigenwillige, resolute, schier männlich herbe aber herzensgute Bäuerin, die dem Büblein einen so nachhaltigen Respekt eingesetzt hat, daß er sie schier dreißig Jahre später noch fast wie von ehegestern vor sich sieht. Ja, diese erstaunliche Erinnerungskraft des Verfassers! Sie ist ein sicheres Merkmal seiner starken dichterischen Begabung.

Den Dichter verrät auch das warme Herz, das Mitleid für die Armen und Verschupften und Schicksalverfolgten. Bald ist's ein verkommenes Schnapser, bald ein verfrorenes Kindlein, bald ein verschupftes Mütterchen, bald ein herzkrankes Mütterchen, dem er ein freundliches „Ich weiß von dir“ ins Lebensalbum schreibt.

Auch seinem Bergländchen ist er mit fast zärtlicher Liebe zugetan; der Heilige Franziskus hätte von seinen unbrischen Bergen nicht inniger schreiben können als Balmer von seinem „Hinter der Egg“-Ländli. Nun ja, wenn einer hundertsfünfzigmal auf einen Berg hinaufgestiegen ist und notabene aus der Tiefe der Stadt hinauf und zu jeder Tages- und Jahreszeit und freiwillig, dann weiß er von ihm zu erzählen und gewiß viel Gutes.

(Fortsetzung folgt.)

Leseſt in Twann.

(Textprobe aus Dr. Friedlis „Twann“. *)

Und wie nun vollzieht sich die Traubenleſe? Vor allem durch möglichst viele Läserlüt. Denn bei der Ernte und Verarbeitung der Trauben größerer Rebgüter muß es goo,

*) Die phonetischen Schriftzeichen des Buches konnten leider nicht wiedergegeben werden, weil es dazu besonderes Letternmaterial erfordert.

wi d'Rendl vo mene Zit in enand griffe. Das ist auch eine prächtige Gelegenheit für Schulkinder, nach Art der Heftermärtli e Baue z'verdiene: es Taglöhnlis vo äim bis zu zwäine Fränkli (wie um 1820 von 3½ bis 8 Baaken) oder im Aukord es Feusi (Füüsi) für 4 Liter oder es Fränkli vom Züber voll, in schlechten Jahren: vom Mannert, geschnittener Trauben.

Namentlich Läsermärtli stellen sich aus dem ganzen weinlosen Seeland ein; heute auch ab em Desebärg, dessen frühere Bewohner bloß für z'battle sich zuehglloo häi.

Die Läserlüt bewaffneten sich vormals im vorius selber mit Schäärine oder (Räb-) Muže für die zääche oder zääje Ellähertraubenstriele; lieber nun doch mit handfesten hauige Mässer. Uusg'lachet wird, wer einen schlechten Hegel, sogar eine Giige mitbringt, die (wie der Fidelbogen hin- und herfahrend) bloß sagt (Erl.: sagt) statt mit einem Heie zu schneiden. (Es schlächts Mässer haut numme, was es g'seht.) In den Zolimontgegenden werden die Trauben stets mit dem Duummenagel abg'chlemmt.

Die Läser-G'schürrli (Ins.) für drii z'läle: d's Läserchübeli oder züberli oder Chesseli finden die Witere (von ferne Gekommenen) am Ort; die vom Ort sälber bringen sie mit . . .

Aentlige un äntlige chunnt der Määting am Moorge. Mi züntet d's Liecht aa, stäit uuf u läit sech aa; aber did! Mi wäiß, warum. Mi zwängt öppas wenigs z'Moorge zue n ihm (sich), p'haft sini Sache z'säme u liegt, obb (Erl.: gob) ämmel denn d's Zwänggi (Zwanzigrappenstück) no gäng im Naselumpe iig'chnüpft (iig'liiret) siig. (Ins.) Denn nimmt ma d'Tüürfalle (Tw.: der Schlängge) i d'Hand, säit adie un gäit — zum Räbheer? . . .

Jeck chööme (Tw.: hämme) us de Hüüler vo de Räbheere d'Uusseeijer (Tw.: Uuffäher) u täile di Lüttli ii. Die näh z'sämen e Toon (Arbeitsstreifen, wie auch zum haake, heste uzw.) vo zweo Rangschieie (rangées, in Tw.: Reie). Bloß bi G'hüürschräbe ha denn daas es drii u druus gää: es drinn umme väspere (fispere).

Aber g'suuchet (sähet) dier jeck numme, wi di Lüt das Zügg aap'hade! Bi der Räben aachoo, wirt sofort die Doornvermachig wägg'risse oder d's Düürli gläitig uustoo; u wi uf eue Festung, wo z'erstüürmen isch, gäit di tapferi Schaar los.

Nei Stöck um der ander wird ergriffe. Der lingg (neu Tw.: lins) Karm wird vo voor um ihn gschlage, u mit dem lingge Chnäü het man em vo hinder in Egi. Mit dem rächte Fuech verstellt man im Bode. I der rächte Hand häi si d's Mässer u trönne (trönni) dem arme Buursch Gliid um Gliid abb, bis er ganz blutt isch.

Jeck strecke si e chlei ihres Chrüz. Si g'seh darbii, wi d's G'schürrli sich foot aafsoo (Erl.: sich aafsoot) fülle, un der G'lust isch daa. Si moche's nid wi di Große, wo in allem läle vo jedem Trüübel d's schönste Beeri bice. Neine um der ander steckt d's Mässer in e Räbstiel u langet i d's Chüübsti oder was es isch un äst un äst (Tw.: ist un ist), bis er fast b'bläät isch. (In italienischen Weinrevieren bekommen wenigstens die Leserinnen Muschrätte vorgebunden.) Denn lange d'Buebe i d'Täsché, zieh d'Pfifflí füüre, füllen ii, zünten aa u ranke wi d'Mainbuebe (in Tw.: wi Liirgge), bis afange der B'inglt (der Schwächlächte) 's nüme het (aushält). Er wirt chriidewiiss un wirt öppa denn dem Ueli rüeffe. Mi macht 'na denn z'rapple (um Chur: „zfüechle); denn chann er denn öppa n i mene stillen Egeli siner (Tw.: sini) Schechte („gestes“) mahe.

Neins wüssen o scho di junge Lüt: daß ma nid im Tau soll Trüübel ässe. Süst gibt's Buuchweh, öppis grüüslig. U das ma läini unb'rägneten ish, ohni si brav z'schwänke,



wäiß man oo. (Schon eine Zwischenmahlzeit mit ungewaschenen Händen in den frisch g'sprizte Räbe brachte einer Frau nach zwei Tagen den Tod.)

Die kindliche Liebe und ihre Fehlentwicklungen.*)

Der durch seine psychanalytische Tätigkeit weit über die Grenzen unseres kleinen Landes bekannte, seelenkundige und wirklich seelsorgende Zürcher Pfarrer Dr. O. Pfister hat hier eines seiner besten, wenn nicht sein bestes Erziehungsbuch geschrieben. Zu diesem Urteil gelangt man besonders dann, wenn man das Werk in bezug auf seine allgemeine Verständlichkeit prüft und dabei doch nicht den Maßstab strenger Wissenschaftlichkeit außer acht lässt. Mit der fesselnden und warmen Sprache gelingt es dem Verfasser vorzüglich, einen schruppösen Stil zu vermeiden, er illustriert die knapp zusammengefaßte, immerhin vollständig genügende Theorie mit zahlreichen Beispielen aus seiner erzieherischen Praxis, dabei fühlt man dem ganzen Buche an, daß sein Autor selber nicht aus einer „Verdrängung“ oder der Kompensation eines Minderwertigkeitsgefühles heraus schafft. Er vermeidet es, seinen Stoff zugunsten eines leicht auffassbaren Schemas zu schablonisieren, das hilft mit, daß er nicht ledern und dozierend vorträgt. „Da die Liebe nichts Ruhendes, sondern einen steten Werdegang darstellt, untersuchen wir vor allem die Entwicklungen und die Fehlentwicklungen des Liebeslebens. Wir wollen dabei der ungeheuren Fülle bisher von der Wissenschaft unbeachteter Erscheinungen nachgehen, ihre Stellung im seelischen Haushalt ergründen, die treibenden Mächte, die Gestalt und die Ursachen der Missbildungen kennen lernen, den Zusammenhang der Liebesregungen mit dem übrigen Seelenleben aussuchen und die erstrebenswerte Ausbildung des normalen oder die Korrektur des in die Irre geratenen Liebens ausfindig machen.“

Als Liebe bezeichnet Pfister „das einem Bedürfnis entspringende, auf ein Befriedigung verheilende Objekt gerichtete Sich hingezogen fühlen und sich hingeben“. Er will also weder metaphysische oder philosophische Spekulationen betreiben, noch Liebe als bloße Geschlechtsliebe auffassen. „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Dieser altchristliche Grundsatzz beherrscht das ganze Buch, ohne daß die Liebesförderung so kalt und unherzlich ist, wie das Kantische „Du sollst!“ Kant hat das Bestreben, alles Gefühlsgemüthe auszuschalten und von der Liebe nur das gelten zu lassen, was



*) Die kindliche Liebe und ihre Fehlentwicklungen. Ein Buch für Eltern und Berufserzieher von Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich. Bern, bei Ernst Bircher, Verlag. 1922.